
Was ist deutsch?

Eine Nationalerkundung

Friedrich Dieckmann

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2280

Ein Leipziger Berufsschullehrer irritierte seine zum rechten Spektrum tendierenden Schüler mit dem Hinweis, sie sollten sich hüten, sich mit dem Wort deutsch zu brüsten, da sie ihre Muttersprache so schlecht beherrschten, als kämen sie aus Einwandererfamilien.

Das paßgenaue Gegenbild lieferte jener siebzehnjährige Intellektuellensproß aus links geprägtem Milieu, der auf die Frage seines Vaters, was deutsch sei, wie aus der Pistole geschossen antwortete: »Adolf Hitler.« Was also ist deutsch – fragt Friedrich Dieckmann. Können Deutsche diese Frage beantworten? Besser, man fragt die vielberufenen Ausländer, die man fast schon Scheu hat, Ausländer zu nennen statt »ausländische Mitbürger«. Ist der Hang zu Sprachregelungen etwas spezifisch Deutsches? Ist es der Hang, allem Ausländischen nachzubeten, wenn es sich den Anschein des Siegreich-Zeitgemäßen zu geben weiß? Ist diese Unselbständigkeit des kulturellen Empfindens etwas eigentümlich Deutsches? Oder wäre, in dritter Stufe, der manische Hang zur Selbstkritik bis zur Selbstherabsetzung, ja zum Selbsthaß das spezifisch Deutsche?

Friedrich Dieckmann

Was ist deutsch?

Eine Nationalerkundung

Suhrkamp

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2003
edition suhrkamp 2280

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia, Lahnau
Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12280-8

Inhalt

Eingangs 7

I Land im Dämmerchein

Was ist deutsch? 15
Barrikaden für die Grundrechte 37
Oktoberbrief 1999 51
Land im Dämmerchein 59

II Großwetterlage

Die Temperatur der Gesellschaft 73
Was hindert den Menschen? 85
Die Geographie ist das Schicksal 100

III Stichworte

Schaltjahr 2000 117
Das Grab auf der Terrasse 125
Wo Preußen liegt 131
Ein Lesebuch als Zeitchiffre 134
Stichwort Wiedervereinigung 140
Was war die DDR? 146
Faß ohne Boden? 158
Die schönen beweglichen Sachen 166
Gab es eine DDR-Literatur? 176
Grenzverhältnisse 183
Volksbefragung 188
Charles for King 194
Die traurige Geschichte mit den vielen Seiten 198
Umgang mit einem Staatsstreich 205
Alles klar 211
Vom Schwinden der Ressourcen 214

Anmerkungen 219

Quellenverzeichnis 227

Eingangs

Was deutsch sei? Nicht von sich aus ist der Autor auf den Gedanken gekommen, der unerschöpflichen Frage nahezutreten. Eine Sendeanstalt, die, als Deutschlandfunk, von Namens wegen dazu disponiert war, stellte sie ihm wie anderen und tat es in Erinnerung an eine Sendereihe, die die Frage in den sechziger Jahren andern Antwortgebern – oder Antwortvermeidern? – vorgelegt hatte; seit Luther, seit Kant stellt sie sich jedem Zeitalter auf neue. Als dann, wie skizzenhaft immer, eine Antwort unternommen war, zeigte es sich, wie mühelos sich ihr einige andere Texte aus den letzten Jahren zuordneten, größere und kleinere Arbeiten, die auf je eigene Weise der Befindlichkeit der Deutschen am Ende des ersten Jahrzehnts ihrer staatlichen Neu- und Wiederverbindung nachgespürt hatten. Was sich so zusammenfügte, ist nichts weniger als vollständig (auf drei vorangegangene Edition-Suhrkamp-Bände des Autors sei hier verwiesen, sie markierten die Stufen des deutschen Vereinigungsprozesses mit den Titeln »Glockenläuten und offene Fragen«, »Vom Einbringen« und »Temperatursprung«); es korrespondiert manchmal in einer Weise miteinander, als gäben die einen Texte Antwort auf die Fragen der andern. Was ist deutsch? Barrikaden für die Grundrechte? Doch, das auch. Geschichte als Drama? Immer wieder und schon, weil die Geographie das Schicksal ist. Land im Dämmerchein? Die Wendung ist dem Volkslied zweier Remigranten entnommen; aus dem amerikanischen Exil kam der eine, aus dem russischen der andere, und voran stand der Vers: »Deutschland, meine Trauer, du, mein Fröhlichsein«.

Auch in diesem Band kommt in Geschichte und Gegenwart jenes Land in Sicht, das, je nachdem, als ehemalige DDR, als neue oder als östliche Bundesländer oder als Beitrittsgebiet in sprachliche Erscheinung tritt; die Vielfalt der Namen zeugt von der Unsicherheit der Perspektive. Nur zu oft ist es der ideologisch dingfest oder mundgerecht machende Blick, der auf eine

Gegend fällt, die auch zwölf Jahre nach ihrer Schnellverheftung mit dem starkwüchsigen Zwilling, die zugleich eine Trennungsoption war (die beiden waren am Rücken zusammengewachsen), weit davon entfernt ist, für sich selbst aufkommen zu können. Auf die Gründe dafür – »Faß ohne Boden?« lautet manchmal die bange Frage – fällt hier ein durch jüngere Entwicklungen unabgegoltenes Streiflicht. Daß man aus der Geschichte des Nachbarn nicht lernen kann, zeigte sich schon Anfang der siebziger Jahre an der – durchaus objektiven – Unmöglichkeit, Erfahrungen, die in der DDR mit Marx und Engels, Lenin und Mao in mehr als theoretischer Hinsicht gemacht worden waren, jener jungen westdeutschen Generation zu vermitteln, die mit einer Phasenverschiebung von zwei Jahrzehnten den Aufbruch in die gesellschaftliche Alternative suchte. So wäre es auch heute aussichtslos, darauf zu verweisen, daß die DDR, deren Verhältnisse einzig aus dem Gesichtspunkt der Differenz und Zurückgebliebenheit anzusehen ebenso langweilig wie kurzsichtig wäre, ein profundes Anschauungsmaterial dafür bereithält, wie Staaten und Gesellschaften in Erstarrung und Auszehrung fallen, die sich aus Furcht, den Boden unter den Füßen zu verlieren, der Anpassung ihrer Strukturen an eine von Grund auf gewandelte Lage verweigern.

Schon unternimmt die vereinigte Republik lebhaftere, ja fast freudige Schritte in den Überwachungsstaat, schon führt sie in einem zentralasiatischen Bergland Krieg an der Seite einer Weltmacht, von deren Interessen sie die eigenen zeitweilig kaum noch zu unterscheiden vermochte; schon zeigt sich das Staatsgefährdende eines Sicherheitsapparats, der die Übersicht über seine eigenen V-Leute verloren hat. Allerorten zeigen sich Symptome einer Staatskrise, zu deren Kennzeichen die Selbstblockade der politischen Kräfte und Institutionen ebenso gehört wie das diffuse Schweben zwischen der längst ausgehöhlten Souveränität des Nationalstaats und der vagen Perspektive eines europäischen Bundesstaates, mit dessen Projekt sich kaum Hoffnungen, geschweige denn Begeisterung verbindet, sondern allenfalls die Aussicht auf eine Minderung der Mißheligkeiten. Beide Strukturen aber zeigen sich überformt von Mächten, die sich hinter der Anonymität einer Weltfinanzöko-

nomie verschanzen; sie gebärden sich als das Vollzugsorgan des ungeheuren Umbruchs, der in den letzten anderthalb Jahrzehnten die Basis der Produktions- und Kommunikationsprozesse umgewälzt hat und sich politisch in die Übermacht eines Staates umsetzte, dessen insulare Kontinentalität es ihm erschwert, für die Welt zu denken, die er glaubt regieren zu müssen, um sich sicher vor ihr zu fühlen.

Dieser Zustand legt Selbstprüfung wie Selbstvergewisserung in jenem engeren Raum nahe, der sich durch die Möglichkeit intensiver öffentlicher Verständigung bestimmt: dem nationalstaatlichen. Beides erscheint hier facettenhaft, in der Gestalt von Einzelaspekten, die die nationale Perspektive nicht selten überschreiten. Die Frage, warum es schlechthin schwer ist, aufziehendem Unheil prognostisch zu entgegnen, schafft sich ebenso Raum wie der Fernblick auf die Konditionen, unter denen ein anderes Weltvolk, die Japaner, sich im 19. Jahrhundert den Anforderungen einer nachholenden Modernisierung stellte, der der nachholende Imperialismus auf dem Fuße folgte. Als erst recht grenzüberschreitend erweist sich eine Formationsanalyse, die in den Schluß mündet, daß die Zukunft des Menschen zuletzt ein energetisches Problem ist, das der Erzeugung der Energie, die wir verbrauchen, ohne sie zu ersetzen. Unsere Zukunft ist eine Ressourcenfrage, und es ist elementar, daß sie als materielle eine globale Frage ist. Sie auf die nationale Frage zu reduzieren ist eben der Trugschluß, in dem der Welthege mon sich gefangen zeigt.

Eine vorab nationale Dimension ist der *kulturellen* Ressourcenfrage zu eigen; sie ergeht an das Selbstverständnis der Deutschen, die ihre Selbstvergessenheit manchmal so weit treiben, daß sie, statt von deutscher Kultur, von »Kultur in Deutschland« sprechen. Daß eine Nationalkultur keine Kultur wäre, wenn sie sich aufs Nationale beschränkte, gehört zu jenen Selbstverständlichkeiten, die zu betonen einen fast schon zum Komplizen jener *political correctness* macht, auf die Klaus v. Dohnanyi unlängst anspielte, als er, von Peter Sloterdijk befragt, davon sprach, wie schmal der Korridor des gedanklich Zulässigen in Deutschland geworden sei. Er ging so weit, zu finden, die Deutschen seien »ein gedankenfeiges Volk« geworden.

Wie gefährlich es ist, der Frage »Was ist deutsch?« nahezu-treten, zeigte sich vor mehr als hundert Jahren an dem Schick-sal, das Medien und Politik dem Text eines Autors bereiteten, der sie sich zu einer Zeit gestellt hatte, da auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens eine stürmische Modernisierung ein-gesetzt hatte. »Deutsche Kunst und deutsche Politik« nannte dieser Verfasser, ein einstiger Linksradikaler, der nach zwölf Jahren Berufs- und Aufenthaltsverbot in Deutschland begna-digt worden war, seine Untersuchung; sie erwuchs der Sorge, daß bei der sich überall Bahn brechenden Herrschaft von Effi-zienz- und Profitkriterien das Wichtigste außer acht bliebe: Menschenbildung in fruchtbarem Miteinander von Schule und Kunst. Ohne im mindesten des Klassizismus verdächtig zu sein, rühmte er jene »hoffnungsvolle, schöne Zeit«, »als der Geist der alten Klassizität an der deutschen Dichterwärme unsrer großen Meister neu sich belebte und die Aufführung der ›Braut von Messina‹ vom Theater herab das Studium der gro-ßen Griechen bei alt und jung neu anregte«, und zog in dem sonderbar un- und widermusikalischen Stil, den er sich für sol-che Abhandlungen zugelegt hatte, das Fazit jener zurücklie-genden Epoche. »Hier«, schrieb er, »kam es zum Bewußtsein und erhielt seinen bestimmten Ausdruck, was *deutsch* sei, nämlich: die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben; wogegen das Nützlichkeitswesen, d. h. das Prinzip, nach welchem eine Sache des außerhalb lie-genden persönlichen Zweckes wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellte. Die hierin ausgesprochene Tugend des Deutschen fiel daher mit dem durch sie erkannten höchsten Prinzipie der Ästhetik zusammen, nach welchem nur das Zwecklose schön ist, weil es, indem es sich selbst Zweck ist, seine über alles Gemeine erhöhte Natur, somit das, für dessen Anblick und Erkenntnis es sich überhaupt der Mühe verlohnt, Zwecke des Lebens zu verfolgen, enthüllt.«

Der Autor, dem im Jahre 1865 beim Nachdenken darüber, wie man die heraufziehende staatliche Einheit für Kultur und Bildung fruchtbar machen könne, diese verschlungenen Sätze beifielen, hieß Richard Wagner, und man weiß, was der diffe-renzierten Bekundung in den Medien seines und der folgenden

Zeitalter widerfuhr. Man operierte die Freude mitsamt der Kantschen Ästhetik aus ihnen heraus und verengte das Ganze auf die Tugend der Pflichterfüllung im Dienst unbefragt-übergeordneter Zwecke und Ziele: »Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun!« Sollte deutsch gerade ein solches Zurechtlegen und Zurechtbiegen sein, der Hang zum schiefen Schlagwort, die teils huldigend, teils schmähend vollzogene Vereinnahmung dessen, der es gerade anders meint? Was man dem gänzlich unpreußischen Wagner unterlegte, hatte er keineswegs gesagt, sondern just das Gegenteil; als spezifisch deutsch war ihm im Blick auf eine exemplarische Kulturepoche das Selbstgenügen an dem erschienen, was Freude macht und nicht zweckmäßig, sondern wohlgeraten, was ästhetisch gelungen ist. Wie schöpferisch-differenziert, fern jeder normierten Ästhetik das sein könne, zeigte sein eigenes Werk wie in späteren Zeiten das von Strauss oder Mahler, von Wolf oder Eisler – und in den unsrigen das von Musiktheatralikern wie Lachenmann oder Schenker.

Ist es die von Wagner angemahte Freude an einem Theater, das nicht auf den Markt schießt und darum öffentlicher Förderung bedarf, was wir als spezifisch deutsch anzusehen haben, oder ist es die Idee einer Klassenunterschiede begrenzenden Politik sozialen Ausgleichs, die uns im Wahlkampf des Jahres 2002 als *deutscher Weg* präsentiert wurde? Das geschah von seiten der deutschen Sozialdemokratie, und es herrschte bei manchen Kommentatoren ein merkwürdiges Erschrecken darüber, eine politische Haltung, die im vereinten Deutschland der 1880er Jahre im Widerspiel Bismarcks mit der jungen SPD erstmals Gestalt angenommen hatte, als eine nationale Eigentümlichkeit deklariert zu sehen. Vom »deutschen Sonderweg« war sogleich tadelnd die Rede, als ob nicht jeder europäische Staat, auch alle westeuropäischen, eigene und ganz verschiedene historische Wege zu ihrer jetzigen Verfaßtheit hätten zurücklegen müssen und als ob das von Bismarck praktizierte Bestreben, Klassenunterschiede nicht zu gesellschaftlichen Zerreißproben werden zu lassen, nicht ein bewahrenswertes Erbe vorstelle. Die CDU Adenauers und Arnolds hat es nach dem Zweiten Weltkrieg wirkungsvoller erneuert als die in den Fußspuren der

alten Sozialdemokratie laufende SED in ihrem Irrglauben an die revolutionäre Bewirkbarkeit einer klassenlosen Gesellschaft.

Die Selbstverständlichkeit, mit der von seiten der deutschen Linken nationale Spezifika als solche erkannt und namhaft gemacht wurden, gehörte zu den Eigentümlichkeiten dieses politischen Spätsommers wie auch das hartnäckige Bestehen auf dem Vorrang des Völkerrechts vor den Präventivkriegsambitionen von Ölindustriellen, die aus der zutreffenden Einsicht, daß es mit dem Öl in den nächsten Jahrzehnten zu Ende geht, die falschen weltpolitischen Folgerungen ziehen. So viele Anknüpfungspunkte es gäbe: Die in diesem Buch versammelten Texte enthalten sich des Versuchs, die bekannte Frage auf den Leisten eines Sollens zu spannen, dessen, was erwünscht wäre, als deutsch begriffen zu sein. Die Diagnose tritt vor, nicht die Prognose, gar der Appell. Wollte man aber eine Brücke vom einen zum andern schlagen, so müßte man sagen: Es wäre schön, wenn deutsch heißen könnte, sparsam mit den Ressourcen umzugehen, den ideellen wie den materiellen, und der freudlosen Verschleuderung der Substanzen zu wehren, in der sich das neue wie das alte Jahrhundert ergeht. Es mag mehr oder weniger aussichtsreich sein, aus dieser Haltung ein politisches Programm zu bilden; auf jeden Fall gilt es, alle Programme und alles Handeln darauf anzusehen. Auf das zerstörerische Wüten der Taliban, die man auch als Caliban erkennen konnte, sahen alle mit Abscheu und Entsetzen, aber mit dem Achselzucken der Hilflosigkeit gehen wir über die Zeitungsmeldung hinweg, die uns mitteilt, daß ein einheimisches Institut, welches kraft ausgeklügelter Verfahren imstande ist, zerfallende alte Drucke und Handschriften zu retten, im Begriff ist, in den »roten Zahlen« unterzugehen, die es mangels finanzierbarer Museums- und Bibliotheksaufträge schreibt. Die Taliban sind mitten unter uns, und wenn wir nicht achtgeben, sind hinter unserm eigenen Rücken wir selbst die, welche Stück um Stück jenes universelle Gedächtnis preisgeben, dessen anderer Name Kultur ist, und uns jener reinen Gegenwärtigkeit überliefern, die die Zukunftslosigkeit selbst ist. Sie hatte im fernen Afghanistan eine fast vollkommene Gestalt angenommen.

Berlin, am 6. Oktober 2002

I
Land im Dämmerchein

Was ist deutsch?

I

Was ist deutsch – können Deutsche diese Frage beantworten? Besser, man fragt die vielberufenen Ausländer, die man fast schon Scheu hat, Ausländer zu nennen statt »ausländische Mitbürger«, wie die korrekte Bezeichnung lautet, die insofern falsch ist, als sie einen Unterschied zwischen Bürger und Mitbürger macht. In jedem Fall sind die *andern* Bürger ja *Mitbürger* – Bürger *mit* dem, der sie als solche anspricht.

Schon ist man auf dem Punkt, den Hang zu Sprachregelungen nach Maßgabe dessen, was man – also die mediale Öffentlichkeit – für korrekt hält, diese Benennungspedanterie, die uns so greuliche Dinge eingebracht hat wie das großgeschriebene Innen als den erhobenen Zeigefinger doppelgeschlechtlicher Berufsbezeichnungen, – schon ist man auf dem Punkt, diesen terminologischen Gleichschaltungsdruck als etwas spezifisch Deutsches anzusehen, da fällt einem zum Glück noch ein, daß jene *political correctness*, die sich als *linguistic correctness* äußert, eine amerikanische Erfindung ist, die sich die lieben Deutschen, um nur recht fortschrittlich zu erscheinen, flugs zugeeignet haben.

Sind wir eben damit einen Schritt weiter in der Bestimmung dessen, was als deutsch gelten kann? Ist es der Hang, allem Ausländischen nachzutreten, wenn es sich den Anschein des Siegreich-Zeitgemäßen zu geben weiß? Ist just diese Unselbstständigkeit des kulturellen Empfindens etwas eigentümlich Deutsches? An dieser Stelle merken wir schon: Was uns besonders stört in und an der Gesellschaft, in der wir uns bewegen, das stempeln wir gern mit dem Wort deutsch, typisch deutsch, ab. Und so wäre denn, in dritter Stufe, der manische Hang zur Selbstkritik bis zur Selbstherabsetzung, ja zum Selbsthaß das spezifisch Deutsche? Die Schwierigkeit, sich wohl in der eigenen Haut zu fühlen, das depressive Verhältnis zum eigenen

kollektiven Selbst, das so gut wie nie auf den Gedanken kommt, etwas besonders Schönes und Gelungenes als eigentümlich Deutsch zu empfinden und zu benennen und, wenn das doch einmal vorkommt, alsbald auf den erhobenen Zeigefinger stößt, der es ihm verwehren will? Diesen allzeit bereiten Zeigefinger, der in der selbstbewußten, selbstgewissen Verwendung des Wörtchens Deutsch sogleich etwas Ausschließendes und Abgrenzendes wittert und erst zur Ruhe kommt, wenn sein Inhaber sich auf seinem Landsitz in der Toskana in die Hängematte wirft? Sind die Deutschen das Volk der Oberlehrer – nein, halt, der *schlechten* Oberlehrer, die immer nur auf den Fehler des Schülers lauern, welcher jeweils der andere ist?

An diesem Punkt mache ich meinen Vorsatz wahr und befrage einige Mitbürgerinnen, die auf dem Weg der Verheiratung aus andern Ländern in dieses deutsche eingewandert sind und seit Jahrzehnten hier leben. Ich frage die Bulgarin; sofort konstatiert sie bei den Deutschen, als Ganzes genommen und unbeschadet zahlreicher individueller Ausnahmen, einen Mangel a) an Wärme und b) an Humor und verweist auf das fehlende Gespür für den oder die andern. Sie erzählt von den sprachlichen Verständnis- und Mitteilungsschwierigkeiten in der ersten Zeit ihres Berliner Studiums, von dem Professor, der an ihren Vater einen Mahnbrief schrieb, als er merkte, daß es mit ihrem Deutsch nicht weit her sei. Der Professor, stellt sich heraus, stammte aus Wien und hatte als Flüchtling vor Hitler lange Jahre in England gelebt; wieweit ist es also her mit dem spezifisch Deutschen solcher Professoren-Ungeduld? Dann lobt sie die deutsche Disziplin und konstatiert, daß sie erst in Deutschland gelernt habe, daß man ein Versprechen halten müsse: Zuverlässigkeit als etwas spezifisch Deutsches. Das Gespräch kommt auf Kindererziehung, mit Lob und mit Tadel; die bulgarischen Kinder, höre ich, seien alle verzogen; in Deutschland gehe man strenger, aber oft auch liebloser mit Kindern um.

Zuletzt relativiert sie den zuvor konstatierten Mangel an Wärme und Zuwendungsfähigkeit, indem sie einen historischen Aspekt ins Spiel bringt: In Bulgarien, findet sie, habe alles dies unter den neuen, kapitalistisch bestimmten Verhältnissen auch beträchtlich nachgelassen, die Deutschen seien ein-

fach weiter auf diesem Weg gewesen. Die Durchkommerzialisierung der Gesellschaft als ein Weg in die Kälte, als Königsweg in den sozial vorgegebenen Egoismus. Ganz ähnlich war die Erfahrung einer deutschen Teilbevölkerung, die, von fabelhaften Versprechungen gelenkt, 1990 denselben Weg einschlug, dem sie allerdings schon vorher ein Stück näher gewesen war als der südliche Balkan. Ein pointensicherer Beobachter brachte die Verhältnisse einmal auf die Formel: Im Osten gab es eine Mauer für alle – und im Westen für jeden eine Mauer.

Die zweite Mitbürgerin, die ich nach dem spezifisch Deutschen frage, ist Italienerin und ebenfalls schon seit Jahrzehnten eingewohnt, ohne je die Beziehung zu ihrer Heimat aufgeben zu haben. Sie ist Venezianerin und ganz auf der Höhe meiner Frage: »Deutsch«, erklärt sie mir, »das ist etwas, das sich fragt, was deutsch ist.« Sie setzt einen drauf, indem sie hinzufügt: »In Italien weiß man, daß es Nicht-Italiener gibt!« Das heißt, in Italien kommt angesichts der Tatsache, daß es auch Nicht-Italiener gibt, niemand auf den Gedanken, sich zu fragen, was italienisch sei. Das ist die Stimme einer sehr alten Kultur, deren Selbstgefühl die politischen Wechselfälle der Jahrhunderte – die spät und unzulänglich überwundene staatliche Zersplitterung, die verlorenen Kriege des 20. Jahrhunderts, den vom kalten Krieg überformten, in großen Parteien verfestigten Klassenkampf – zuletzt nichts anhaben konnten.

Aber ich lasse nicht locker und frage, ob es nicht doch Züge eines deutschen Nationalcharakters gebe. »Sturheit!« platzt sie heraus und setzt hinzu: »Die Klischees stimmen, im Guten wie im Schlechten.« Dann spricht sie von der Angst der Deutschen, komisch zu wirken, ihrer Furcht, sich zu blamieren. »Sie nehmen sich zu ernst und müssen alles idealisieren«, bekomme ich zu hören; die klassische deutsche Philosophie sei durchaus der Ausdruck eines Nationalcharakters. So ähnlich haben das schon die alten Römer gesehen und beschrieben, als sie ihr Reich vor zweitausend Jahren auf Germanien ausdehnten. Als ich nach positiven Zügen frage, höre ich, daß die Deutschen nüchtern seien – und mache selbst den Zusatz: falls sie nicht gerade besoffen sind. Aber sie lobt nicht nur die Nüchternheit der Deutschen, sie lobt auch deren Toleranz, die viel größer als

bei den selbstbezüglichen Italienern sei. Die Italiener seien Fremden gegenüber a priori intolerant, ohne sich dabei aber konsequent zu verhalten, wobei dann manchmal etwas Besseres herauskäme als bei der vorauszusetzenden Toleranz der Deutschen allem Fremden, Ausländischen gegenüber. Dann kommt auch sie darauf, daß vieles von dem, was sie bei den Deutschen als nachteilig oder unangenehm empfinde, damit zusammenhänge, daß Deutschland weiter entwickelt sei, ein Stück weiter fortgeschritten auf dem Weg der die korporativen und familiären Bindekräfte immer mehr unterminierenden Konkurrenz- und Businessgesellschaft.

Dann frage ich die Russin aus Leningrad, das sich nun wieder Sankt Petersburg nennt. Sie war ein Kleinkind, als deutsche Armeen die Stadt umzingelt hielten und drei Jahre lang aushungerten, mit unzähligen Opfern unter der Zivilbevölkerung. Aber sie kennt auch die einheimischen Schrecknisse und hat mir vor Jahren erzählt, daß es in Stalins Rußland lebensgefährlich gewesen sei, Ostereier zu bemalen; von andern denunziert, habe man dafür ins Konzentrationslager kommen können. Auch sie bestätigt die Richtigkeit der Klischees, indem sie den Deutschen Organisationstalent und die Begabung zum Pünktlich-Sein, also für das Einhalten von Zeitversprechungen, bescheinigt; für das Introvertierte der Deutschen bildet sie das hübsche Wort *einkonserviert*. Da sie selbst von geradezu pedantischer Sauberkeitsliebe ist, bin ich froh, daß sie nicht auch dies als Nationaleigentümlichkeit hervorhebt. Als etwas spezifisch Westdeutsches hat die promovierte Chemikerin nach 1990 das abweisende Verhalten zu Begriffen wie Nation und Nationalkultur empfunden: daß die Liebe zum Vaterland dort vielen als etwas Fragwürdiges statt etwas Selbstverständliches erscheine. »Warum«, so ihr Stoßseufzer, »können die Deutschen nicht stolz auf sich sein!«

Es ist der Ausruf einer Frau, die gar nicht auf den Gedanken kommt, daß die Katastrophen einer verbrecherisch fehlgeleiteten Staatsgeschichte – sei es der russischen, sei es der deutschen – das Selbstgefühl eines Volkes beschädigen dürften. Was sie empfindet, ist das Unhilfreiche einer permanenten nationalen Selbstanfechtung gerade auch im Umgang mit andern Völkern,

dem persönlichen ebenso wie dem politischen und kulturellen Umgang. Natürlich, Stolz bezeichnet im Deutschen nur sehr bedingt eine positive Haltung, das Wort steht nicht weit vom Hochmut entfernt, und besser hat es der britische Botschafter, Sir Lever, getroffen, als er den Deutschen unlängst in einem Fernsehgespräch riet, doch ein bißchen mehr Spaß an ihrer Nationalbeschaffenheit zu haben, die, jedenfalls im nördlichen Deutschland, der englischen so erstaunlich nahekomme.

Dies alles hörend, erinnere ich mich des dringlichen Zurendens zweier französischer Staatsmänner an die Deutschen, sich als die große europäische Nation zu fühlen, die sie seien. Miterrand tat dies 1995 im Berliner Konzerthaus, in der letzten öffentlichen Rede seines Lebens, die dem Gedenken des Kriegsendes galt; er sprach frei, aus der Bewegtheit des Augenblicks heraus, und wußte wohl, was er sagte, als er sich daran erinnerte, wie er als Kriegsgefangener in Hitler-Deutschland positive menschliche Erfahrungen gemacht habe, die ihm den Unsinn einer Identifizierung der Naziherrschaft mit dem deutschen Volk ganz unmittelbar vor Augen geführt hätten.

Diese Rede, die ihm in Frankreich verdacht wurde, war in all ihrer Aufrichtigkeit zugleich im französischen Interesse gewesen. Wenn Frankreichs Politiker es sich angelegen sein lassen, das nationale Selbstwertgefühl der Deutschen zu stärken (auch Jacques Chirac hat dies unlängst im Deutschen Bundestag getan), dann tun sie das nicht aus Courtoisie, sondern vor allem, um Deutschland – und damit sich selbst – davor zu bewahren, aus Mangel an nationaler Konsistenz und nationalgeschichtlicher Verankerung einen allzu geschwinden Weg in ein Europa zu nehmen, das sich einer föderativen Struktur nur als ein Verbund selbstbewußter Nationen annähern kann und nicht unter dem Vorzeichen dessen, was in der intellektuellen Öffentlichkeit des deutschen Westens im Blick auf die eigene Nation zuweilen die Wortform einer *Negatividentität* annahm.

Es waren sympathische und ehrenwerte Leute, die sich dergestalt in eine pathologische Bestimmung ihrer eigenen Nationaleigentümlichkeit hineingesteigert hatten. Sie war ein mehr oder weniger bewußter Reflex darauf, wie glimpflich das Land nach dem Krieg davongekommen war, wie weich es fiel, als es